

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 1

Artikel: Die unbekannten Dichter
Autor: Ginzlen, Franz Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663142>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ten. Wir werden, du und ich, jedes in seinem Kreis davon austeiln, andere beglücken, erfreuen. Ich werde nicht mehr einsam sein, daß ich dich wiederfand, ist meine Sonne, die mich erwärmen und trösten wird. Du hast es leichter als ich, du kannst dich vergessen, indem du für die Deinen sorgst, du opferst dich, um dich im höhern Sinne wiederzufinden. Und bist du müde oder verzagt, dann gedenke dieser Tage. Wie Tau werden sie dich erfrischen, dich aufrichten und stärken zur geraden aufrechten Wanderschaft." — „Dann werde ich ganz einfach dir schreiben, und du wirst mich wie ein Vater trösten," sagte Lene.

Der Abendhimmel war ganz in Rot getaucht; einige leichte Wölkchen segelten dahin, selig und

still... Da standen die beiden Menschen auf und schritten schweigend den Hügel hinab. Die Nacht senkte ihren Schleier langsam auf junge Blüten und Knospen hernieder. Da war der kleine Weg durch den Garten: noch ein ganz kleines Stück, dann würde jedes allein sein. irgendwo sang eine Umsel ihr Abendlied. Da blieb Lene stehen. Es schien, als wollte sie ihm etwas ins Ohr sagen. Aber sie umfaßte das liebe, ergraute Haupt ihres Freundes mit beiden Händen, zog es sanft zu sich hernieder und küßte ihn auf Mund und Stirne, wie eine Mutter ihren scheidenden Sohn küßt...

Dann ging sie rasch dem Hause zu. Rolf war allein mit vielen tausend hellen Sternen, die das Wesen und Weben der unvergänglichen, göttlichen Liebe verkünden.

Am Todestag der Mutter.

Mein Mütterlein bedeckt die Erde,
Auf daß der Staub zu Staube werde.
Doch ist es wunderbar und weise,
Dß uns're beiden Seelen leise

Wie zweier Lüfte zartes Wehen
So oft noch in Verbindung stehen:
Der Mutter Geist will all' mein Denken
Vom Himmel aus in Liebe lenken.

Max Baiter.

Die unbekannten Dichter.

Im Geistesleben eines Volkes gibt es in der Stille wirkende, der Öffentlichkeit entrückte Mächte, die seinem Herzschlag nicht weniger angehören als die allgemein bekannten und anerkannten. Sie leben ihr eigenes Dasein und sind, wir wollen diesmal von den Dichtern sprechen, von allem, was man Literatur nennt, durch eine Welt getrennt. Es wäre aber durchaus verfehlt, sie deshalb grundsätzlich in die „kuroise“ Gesellschaft der Dilettanten, zum Unterschied von den andern, den Berufsmäßigen, einzureihen.

Unter den berufsmäßigen Dichtern mag es manchen geben, und gegeben haben, der sein Vorhandensein auf dem Forum und dem Markte der Öffentlichkeit mit mancherlei Zwiespalt betrachtete. Hat er die Augen offen behalten, so muß er auf Grund unzähliger Erfahrungen sich selbst gestehen, es gebe zwei Heerlager der Schaffenden: jene, die ihre Sache um ihrer selbst willen, und jene, die sie auch um mancherlei Vorteile willen betreiben, wobei die Grenzen allerdings nicht immer genau zu bestimmen sind. Er muß, immer die offenen Augen vorausgesetzt, nicht selten mit Erstaunen wahrnehmen, es sei Be rühmtheit oder Bekanntheit manchem zuteil geworden, der nicht jederzeit höhere Leistungen

aufzuweisen vermochte als mancher, der in aller Heimlichkeit, lediglich sich selbst und der Sache zuliebe, sein Pfund mit sorglicher Treue verwaltete.

Es ist hiemit dem Wesen nach nichts Neues gesagt, doch kann es vielleicht nicht schaden, es wieder einmal zu betonen, besonders jetzt, zu dieser Zeit, da in manchem eine Neuordnung der geistigen Dinge vor sich geht.

Um hier Näheres zu sagen, scheint es mir nötig, aus eigener Erfahrung und Empfindung heraus zu sprechen, wobei doch auch das Allgemeine im Auge behalten werden soll.

Zeitlebens begleiten meinen Weg als Schriftsteller nicht nur die Schaffenden, die der Literatur angehören, sondern nicht minder auch die „unbekannten Dichter“. Und wenn ich jenen auch die Mehrheit an geistigem Gewinn verdanken mag, so ist der Anteil, den die andern mir an heilsamer Erkenntnis darbrachten, keineswegs gering zu schätzen. Es ist, wie wenn jemand eine Reise tut. Erblickt er immer wieder Bekanntes, wenn auch höherer Art, erquicht ihn das Unbekannte, das er neu in sich aufnimmt, auch in bescheideneren Grenzen. Aber nicht nur um das Werk allein handelt es sich, über das noch zu sprechen sein wird. Die Tatsache allein, daß

eine Arbeit in der Stille und Absichtslosigkeit verrichtet wurde, die sich sonst vor dem Geräusch der Öffentlichkeit ausschließt, ermahnt zur Einsicht und jener Einkehr in sich selbst, die die beste seelische Nährquelle auch des Berufsschriftstellers sein mag.

Nichts ist für den Literaten gefährlicher als die Literatur und ihre dauernde Betrachtung. Es nützt ihm wenig, zu wissen, was seine Kollegen tun, und es wäre für ihn gefährlich, verfehlt, sein eigenes Schaffen nach der Wirksamkeit der andern einzurichten. Wäre die Literatur jeder Gegenwart wie ein großes Konzert, worin jeder einzelne sein besonderes Instrument zu spielen hat, das mit allen übrigen übereinstimmen muß, so wäre wohl die Einstellung auf die Gesamtheit begründet. Dies ist aber keineswegs der Fall. Kein Leser der Gegenwart vermag die gesamte neuentstehende Dichtung als Gemeinames in sich aufzunehmen, er sieht sich jederzeit nur dem einzelnen gegenübergestellt, und es ist erst Aufgabe der späteren Literaturgeschichte, das gemeinsame Schaffen als ein in sich geschlossenes Ganzes wiederzugeben.

Immer ist der einzelne als Künstler auf sich allein gestellt, und die einzige Entwicklung, die er ehrlicherweise erstreben kann, ist jene zur Persönlichkeit. Diese wird aber nicht aus künstlerischen, sie wird aus menschlichen Elementen geformt. Und so kommt es, daß nicht immer die vollendete Kunst der handwerklicheren Meister, sondern manche bescheidene Arbeit der Unvollendeten erzieherischer wirkt. Was sie gibt, ist Menschentum in oft hilfloser Form; es kann aber trotzdem von ergreifender Eindringlichkeit sein, sobald es mit verstehendem Herzen gelesen wird.

Ich kann mich wohl entsinnen, im Laufe meines Lebens viele Hunderte, wenn nicht Tausende der Form nach unvollendete Gedichte gelesen zu haben, von denen mir fast jedes einen menschlichen Gewinn gab. Zudem ist ja auch das Versagen nichts anderes als die Gegenform des Könnens, und jedes Negative bedingt ein Positives. Wie oft empfand ich bei der Hilflosigkeit mancher gutgemeinter Verse: das hätte so oder so gestaltet werden können, und das Bedauern des Versagens wurde zum Gewinn des Erkenntnisses, was ja übrigens auch für jede andere Lebens- oder Weltbetrachtung gelten mag.

Warum aber von den unvollendeten Arbeiten sprechen! Es soll gerade herausgesagt sein, und dies ist das Wesentlichste dieser Betrachtung und bedingt sie eigentlich erst; es ist die verhältnis-

mäßige Vollendung mancher Werke der verborgenen Dichter, die mich immer am meisten überraschte. Es handelt sich hier um eine Tatsache, die mir nicht genügend bekannt zu sein scheint und deren Feststellung wie ein Gebot der kritischen Gerechtigkeit ist, die von jenen, denen sie gilt, allerdings nicht angerufen wurde.

Es mag wie bei manchen theatralischen Vorstellungen auf Dilettantenbühnen sein: man erwartet wenig oder nichts und plötzlich schießt hier und dort ein Können empor, das zuerst überraschend und sodann auch überzeugend wirkt und auf Schäze verborgenen Künstlertums hinweist, die man dort niemals vermutete. Und ist es im Reiche anderer Künste, wie der Musik und besonders der Malerei, etwa anders? Wir wissen, welche hohe künstlerische Bedeutung eine gute Hausmusik haben kann, und die Grenze zwischen den Bildern mancher Berufsmaler und jener, die nur zum „Vergnügen“ malen, ist bekanntlich überhaupt nicht zu ziehen.

Um aber bei den Dichtern zu bleiben; es hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte, allerdings mehr dem Ausdruck als dem Inhalt nach, eine Beherrschung poetischer Formen herausgebildet, die für jeden überraschend ist, der ihr Werden zu verfolgen vermochte. Die fortschreitende Schulbildung, ein reicherer Inhalt der Lesebücher und die leichtere Vermittlung literarischer Produkte durch die Zeitungen vor allem haben das Sprachgefühl der Allgemeinheit auch in gebundener Form zweifellos gehoben. Vor einem halben Jahrhundert hätte man manche Gedichte, wie sie jetzt in reicher Fülle immer wieder aus dem Verborgenen aufblühen, unter die anerkennenswerten Seltenheiten eingereiht, und mancher damals in der Öffentlichkeit bekannte Dichter hat in seinem Nachlaß nichts Besseres aufzuweisen, als was jetzt von ganzen Scharen von Unbekannten immer wieder geleistet wird.

Es fließen also zweierlei Ströme im Reich der Dichtung und durch das Herz des Volkes, ein literarwissenschaftlich festzustellender, und ein tief im Verborgenen rauschender, der nur hin und wieder durch zufällige Entdeckungen zu erkennen ist, wie man ein verschwiegenes Gewässer durch buschiges Ufer aufblitzen sieht. Und ich glaube wohl, es geht auch andern so wie mir, daß nämlich in diesem zwiefachen Vorhandensein gesanglicher Übung und Freude etwas sehr Beglückendes liegt. Ein großer Dichter der deutschen Vergangenheit, der uns immer gegenwärtig bleiben wird, Ludwig Uhland, mag Ähnliches

empfunden haben, als er die schönen Verse schrieb:

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt.
Ausgestreut ist der Samen
Über alles deutsche Land.

Der Zauber, der von Volksliedersammlungen, vor allem aus „Des Knaben Wunderhorn“, ausgeht, übergeht, mag nicht zuletzt auf die Romantik des Unbekannten zurückzuführen sein, denn nicht immer ist das letzte Wissen um den Ursprung schöner Dinge das Beglückendste. Erkennt man den einzelnen Sänger aus dem Volke nicht, so wird sein Lied zum Gesang des Volkes selbst, und hinter der Unnigkeit seiner schlichten Verse türmt sich episches Empfinden auf. Im Anfang war das Volkslied, wie es zu Anfang keine gezüchteten Blumen gab, und es ist für den „Berufsdichter“ von heute noch immer das Erstrebenswerteste, ein wahrhaftes Volkslied geschaffen zu haben. So schließt sich der Ring gesanglichen Könbens vom Ursprung erdhafte Schlichtheit über die zartesten Wunder kultiviertester Wortkunst wieder ins Erdgeborene zurück, und es ist der beste Weg, den sich der Dichter wünschen kann.

Es ist zudem das öffentliche Bekanntsein

lebender Dichter gar sehr mit einem Feuerwerk zu vergleichen. Immer kürzer wird die Zeit, für die sie emporschließen, die Schnellebigkeit unserer Tage vergibt so leicht, wie sie auch leicht bewundert. Und am Ende versinkt, was Literatur der Gegenwart war, in die Grüfte der Studienbibliotheken, und der Ausgleich zwischen den bekannten und den unbekannten Dichtern einer gewissen Zeitperiode hat sich wie etwas Naturgemäßes in aller Stille und Gerechtigkeit vollzogen.

Wenn es nach meinem Wunsche ginge, hätte jede Literaturgeschichte auf der ersten Seite das Motto zu tragen: „Dies ist nicht alles!“ Denn nicht die auf mancherlei Wegen emporgekommenen dichterischen Werke bestimmen, wie schon zu Anfang gesagt wurde, den Herzschlag eines Volkes allein. Geheimnisvoll und unendlich verzweigt sind die Ströme des Gemüts und seiner gesanglichen Ausßerungen. Um die Würde des Unbekannten weht ein Zauber, der vielleicht am besten mit dem verborgnen Wartenden im Muttertrosse zu vergleichen ist. Es ist vorhanden und auch nicht, es ist das große Gegenwärtige und zugleich die Bürgschaft der Zukunft. Das Geheimnis alles Unbekannten steht dem Göttlichen sehr nahe, und ihm in Demut zu opfern, ist Gebot aller Lebenssicherheit.

Franz Karl Ginzkey.

Volkslieder und Volksweisen . . .

Ein Streifzug durch den Liederschatz.

Von Friedr. Bieri.

Wer einmal mit sangesfrohen Burschen- oder Mädchentrüppchen, die sich stolz „Jungmannschaft“ nennen, in das Reich der Natur, durch die Fluren und in die Berge unseres Landes gewandert ist, der trägt ein Stück jenes stillen Zaubers mit sich nach Hause, wie ihn die Volkslieder und Volksweisen in jedem empfindsamen Menschen auslösen. Es bedarf bei dieser Jugend eigentlich nicht des Gebotes: „Ehret die Lieder und Weisen unseres Landes!“; denn sie drängen sich ihnen bei jeder Gelegenheit, in jeder Stimmung über die roten, sangesfreudigen Lippen. Meinst du, es sei dies ein gefästeltes, unwahres Gebaren? Dann irrst du dich wirklich sehr! Oder du hast nie empfunden, daß ein Gefühl mit elementarer Gewalt nach Worten und Tönen sucht und diese in den schlichten Volksweisen und Liedern findet, die in unserem Volke lebendig sind und die oft in wundersamer Harmonie diese Gefühle austönen.

Wahrhaft bunte Gefilde sind es, in denen sich die Volkslieder und -weisen bewegen. Es gehört zu den Begriffen beider, daß sie der Ausdruck der ursprünglichsten, in der großen Volksseele waltenden Regungen vergangener Jahrhunderte sind.

Betrachten wir daraufhin den Inhalt der Lieder, so erkennen wir bald, daß in der Volkspoesie auffallenderweise die Naturbetrachtung allem andern vorangeht. Es ist fast eine psychologische Notwendigkeit, durch die der Schweizer zu einer besonders innigen Freude an der Natur geführt wird. In einem Lande überreicher landschaftlicher Schönheiten, wie die Schweiz sie uns darbietet, muß das Streben und Auferstehen der Natur — Winter und Sommer — besonders sinnfällig hervortreten, was sich denn auch in unserem Volksliederschatz deutlich ausdrückt.

Aber zwischen beiden Jahreszeiten stehen Frühling und Herbst, die Zeiten allmählichen